Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 18. Bromberg, den 10. Februar 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Wohnung von Klaus lag im zweiten Stockwerk des Mittelbaues, mit der Aussicht auf den Park.

Der verstorbene Baron hatte den ganzen Oberstock des Schlosses für die stets sehr zahlreichen Jagd- und Sommergäste von Neudietersdorf im Stil eines vornehmen Hotels ausgebaut und mit allen Errungenschaften moderner Wohnkultur ausgestattet.

Klaus war ganz überrascht von der geschmackvollen Einfachheit und Gediegenheit der von einem namhaften Innenarchitekten entworfenen Einrichtung.

Vor allem das schneeweiße Schlafzimmer mit dem anstoßenden Baderaum in hellem Grün und elfenbeinfarbener Majolika gaben Zeugnis davon, wie Luft und Licht das Grundmotiv für die künstlerische Gestaltung der Zimmerflucht gewesen war, die sich mit sicherem Takt um die Mittelachse einer großen Diele anordnete. —

Dann saß er am Schreibtisch seines Wohnzimmers und vertiefte sich in ein kurzes Studium der Papiere seines Doppelgängers, die ihm ein glücklicher Zufall gleich im ersten Augenblick in die Hände gespielt hatte.

Ein einfaches, gradliniges Menschenleben entrollte sich da vor ihm, der Dr. phil. Hans Hauffe berichtete über seinen Lebens- und Entwicklungsgang.

Sohn eines kleinen Subalternbeamten aus Rastenburg in Ostpreußen.

Gymnasium in seiner Vaterstadt und Studium in Königsberg und in Berlin; Promotion zum Dr. phil mit einer nationalökonomischen Arbeit und magna cum laude, wie mit bescheidenem Stolz verzeichnet stand.

Unwillkürlich suchte er sich aus der Handschrift und der peinlichen Sorgfalt der beiden Schreiben ein Bild des angehenden jungen Gelehrten zu machen, der die Muße eines einjährigen Aufenthaltes in Neudietersdorf zur Beendigung einer größeren wissenschaftlichen Arbeit benutzen wollte.

Dann sah er wieder zum Fenster hinaus, durch dessen zartgemusterte Vorhänge das Sonnengold zuweilen wie in einem feinen, glitzernden Sprühregen hereinflutete.

Ein helles Mädchenlachen schien ihm plötzlich durch das stille Zimmer zu klingen, so daß er halb unbewußt den Kopf zurückwandte.

Doch niemand war zu erblicken.

Nur die Sonnenflecken huschten anmutig über die Schreibtischplatte und zitterten in großen, leuchtenden Tropfen auf den zierlichen Rosenknöspchen der bunten Biedermeiertapete und den weißen Schnörkelleisten der spielerisch tanzenden Umrahmungen. — — —

Um zwei Uhr ging der Gong des ersten Stocks.

Klaus erhob sich und trat auf die Diele hinaus, von der eine breite, teppichbelegte Treppe zum Speisesaal hinabführte.

Eine wundervolle Kühle wehte ihm aus dem riesigen Raum entgegen, dessen wuchtige Renaissancearchitektur das altersschwarze Gebälk einer Kassettendecke von gewaltigen Ausmaßen überspannte.

Die große Glastür zur Terrasse stand weit geöffnet.

Eine blendende Sonnenbahn fiel grell auf das spiegelnde Parkett und trug den ganzen Zauber des singenden Lichtes der lachenden Parklandschaft bis in das feierliche Dämmerdunkel der mächtigen Gobelins des Hintergrundes.

Hier stand die Baronin an der hohen geschnitzten Kredenz, neben der ein moderner Speiseaufzug in der eichenen Wandvertäfelung eingebaut war, und gab dem aufwartenden Diener noch eine letzte Anweisung.

Sie trug jetzt ein rohseidenes, kimonoartiges Gewand mit breitausfallenden Ärmeln, aus dessen rundem Halsausschnitt die kostbare Mattheit echter Spitzen aufschimmerte, und wirkte mit ihrer schmalen Umrißlinie in der schweren Pracht der alten Möbel fast kindhaft zart und seltsam zeitlos. — — —

„Nun, Herr Doktor, wie hat man Sie untergebracht?" begrüßte sie ihren Gast. „Wollen Sie es mich bitte recht bald wissen lassen, wenn Sie noch besondere Wünsche haben."

Klaus verneigte sich dankend.

„Ich bin wunschlos glücklich, gnädigste Frau! Meine Wohnung ist ganz entzückend!"

Die junge Frau lächelte.

„Ja, das alte Schloß war die besondere Liebe meines Gatten. Er hat wie sein Vater eigentlich immer daran herumgebaut. Wenn Sie Interesse dafür haben, machen wir am Nachmittag einmal einen Rundgang durch das ganze Haus."

Sie hatte bei den letzten Worten die schweren, seidenen Wimpern ein wenig gesenkt, so daß sie wie ein Vorhang über den dunklen Augen zu ruhen schienen.

Dann sah sie auf einmal rasch wieder auf und umfaßte mit einem vollen Blick die schlanke, sportgestählte Erscheinung ihres Gegenübers, dessen vornehmer englischer Anzug einen ersten Schneider verriet.

„Ich hatte Sie mir eigentlich ganz anders vorgestellt", sagte sie mit leisem Verwundern. „Mehr als Geistesarbeiter, als Gelehrten — —"

„Das heißt als bebrillten Philologen mit Vollbart und einem Bratenrock aus dem vorigen Jahrhundert", fiel ihr Klaus lachend ins Wort. „Verzeihen Sie, aber dieser Standpunkt dürfte doch schon einigermaßen überwunden sein. Warum soll sich der Ernst der Wissenschaft nicht auch einmal mit der Pflege des äußeren Menschen vereinen lassen. Ich habe mich jedenfalls stets bemüht, nach Maßgabe meiner bescheidenen Mittel mit der Kultur der großen Welt in dauernder Verbindung zu bleiben." — —

Seit einer Stunde schon saß man auf der Terrasse beim Kaffee.

Das Mittagessen war in angeregtester Stimmung vergangen, und nur ein Schatten war dabei in die blühenden Hoffnungen von Klaus gefallen, daß er die kleine Lore bei der Tafel hatte vermissen müssen.

Sie sei schon in aller Morgenfrühe nach dem Dominium Siebenlinden abgeholt worden, hatte die Baronin flüchtig bemerkt, zu ihrer Freundin Else, der Tochter des Amtsrats Knauff, und habe gleich für zwei Tage Urlaub genommen.

Statt Lores frischer Jugend hatte er die Gräfin Stefanie von Szechenyi-Larisch zu Tisch geführt, eine wohlkonservierte, mit allen Mitteln der Toilettenkunst gepflegte Dame, die als eine entfernte ungarische Verwandte des verstorbenen Hausherrn nach altem Herkommen in jedem Sommer zu einem längeren Aufenthalt auf Schloß Neudietersdorf zu erscheinen pflegte.

Sie war eine gebietende, überreife Erscheinung mit einem gleichsam gebirgigen Gesicht, in dessen zerklüftetem Teint sich allerlei ältere und mittlere Schichten geologisch

nachweisen ließen, und der ewige Schnee des Puders sickerte, durch die Nachmittagshitze aufgetaut, langsam von dem steilen Grat der Nase zu den Mundwinkeln herab.

Mit selbstsicherer Würde, in der Art von Menschen, die lange bei Hofe gelebt haben, präsidierte sie der kleinen Kaffeegesellschaft und schwärmte in ihrem weichen Wiener Dialekt von den Wundern ihrer engeren Heimat, den stolzen Luxushotels am Donaukorso von Budapest mit ihren Zigeunerkapellen und rassigen Aristokratinnen und den stillen Schönheiten der immergrünen Margareteninsel.

Sie sprach fast unausgesetzt, den ganzen Reichtum und die Vornehmheit ihrer Erinnerungen aus vier Jahrzehnten in die Unterhaltung streuend, ohne der höflichen Teilnahmslosigkeit ihres Nachbarn zur Linken zu achten, eines auffallend schönen, eleganten Mannes im Anfang der Dreißig, der in seiner kühl zurückhaltenden, befehlsgewohnten Art auf Klaus gleich bei der ersten Vorstellung den Eindruck eines früheren Offiziers gemacht hatte.

Und in der Tat hatte Kurt von Rhaden, ein jüngerer Vetter des verstorbenen Barons, mehrere Jahre bei einem Berliner Garderegiment gedient und sich nach seiner aus unbekannten Gründen erfolgten Verabschiedung längere Zeit auf bunten Jagd- und Wanderfahrten in allen Erdteilen herumgetrieben.

Klaus entsann sich deutlich, dem kühngeschnittenen Abenteurergesicht mit dem seltsam unsteten Augenausdruck bereits mehrfach in illustrierten Zeitschriften begegnet zu sein.

Vor allem in den Kämpfen um die Eroberung der Luft hatte der Name Kurt von Rhaden mit in der vordersten Reihe gestanden.

Seine Aufsätze über die ersten Flugversuche der Gebrüder Wright in der Umgebung von Pau hatten einst in der ganzen Welt Aufsehen erregt; dann hatte er nach einer längeren Tätigkeit in französischen und italienischen Flugwerften selbst eine Flugzeugfabrik gegründet und sich nach deren Zusammenbruch bei den Albatroswerken in Johannisthal als Chefkonstrukteur eine neue Stellung zu schaffen gewußt.

Seit Jahresfrist mit der Verbesserung eines von ihm erfundenen Wasserflugzeuges beschäftigt, war er von seinem Vetter bei einer zufälligen Begegnung in Berlin zu Probeflügen auf dem Neudietersdorfer See eingeladen worden und nach des Vetters Tod auf Wunsch der Baronin, die sich für den Luftsport persönlich lebhaft interessierte und auch bereits mehrere Male an Luftfahrten teilgenommen hatte, noch weiter als Gast auf dem Schlosse verblieben. — —

Um fünf Uhr erhob sich der Flieger, um den günstigen Wetterstand noch zu einem abendlichen Flugversuch auszunutzen.

Bald darauf zog sich auch die Gräfin zurück, ein Kielwasser längst verschollener Wohlgerüche hinter sich lassend.

Die Baronin sah ihr lächelnd nach, wie sie trotz ihrer gewaltigen Beleibtheit überraschend leichtfüßigen Schrittes in der Tür des Speisesaales verschwand.

„Sie stammt aus einer anderen Welt“, sagte sie. „Sie ist oft wie ein Kind und bleibt doch immer die große Dame, die daheim noch jeden Bürgerlichen duzt. Wir beide verkehren auf etwas kühlem Fuße miteinander. Sie wissen ja, Frauen unter sich — — Wenn es Ihnen aber recht ist, Herr Doktor, zeige ich Ihnen jetzt einmal das Schloß. Es gibt doch vieles Interessantes zu sehen!“ — —

Eine Flucht fürstlicher Räume öffnete sich vor Klaus, so daß er fast verwirrt wurde von dem Auf und Ab der Treppen und gemäldebehangenen Galerien, in denen allerlei seltsame Märchen und Träume zu wohnen schienen und grimmige Kriegshelden aus der Schwedenzeit und stattliche Frauen in Seide und Pelz mit gefrorenem Lächeln von den Wänden schauten.

„Unser alter Kastellan weiß mancherlei Menschliches, allzu Menschliches von diesen hohen Herrschaften zu berichten,“ sagte die Baronin. „Auch eine weiße Frau fehlt dem Schlosse nicht. Es ist die letzte der Damen hier, die junge Blondine in blauer Seide mit dem sanften Taubenlächeln. Sie lebte mit ihrem Gatten in friedloser Ehe. Und als sie ihm einst seine Unstetheit und Lieblosigkeit vorhielt, versetzte er: „Wenn vier Augen nicht wären!“ Er meinte damit die seiner Eltern; sie aber glaubte, es handelte sich um ihre eigenen Kinder, und so stach sie dann den Kleinen goldene Nadeln in den Kopf, bis sie unter Qualen starben. Eine Medea des siebzehnten Jahrhunderts!“

Sie traten in die Bibliothek, einen mächtigen Pfeilersaal mit gewölbten Decken wie ein Remter der Marienburg.

Riesige Repositorien umzogen die Wände, in denen Hunderte von Aktenstücken lagen, Folianten in Schweins- und Eselshaut gebunden, vergilbte Pergamente mit ungeheuren Siegeln in bleiernen Kapseln.

Dann vier endlose Bücherreihen, die das Wissen von Jahrhunderten umspannten, mannshohe Glasschränke, in denen es leuchtete und funkelte von kostbaren Vogelbälgen und fremdländischen Käfern und Schmetterlingen.

Der Geist der Geschichte berührte sich mit den Schöpfungswundern der Natur, die der Sammlerfleiß eines Menschenalters aus allen Weltteilen zusammengetragen hatte. —

„Hier war der Arbeitsplatz meines Mannes,“ sagte die Baronin, auf einen prachtvoll geschnitzten, altertümlichen Schreibtisch weisend, der sich schwer und wuchtig wie ein kleiner Festungsbau in einer Pfeilernische erhob. „An diesem Tisch verging sein Leben und nebenan in seinem Atelier. Er schwärmte für ein Vollmenschentum im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts. Für ein Leben im Dienst von Kunst und Wissenschaft. Und es war wohl ganz natürlich, daß für mich in jenem Leben nur wenig Platz verblieb.“

Sie hatte bei den letzten Worten die Tür zum Atelier geöffnet, und ein Strom von Licht und Farbe flutete in die fast klösterliche Strenge der Bücherwelt.

Ein tiefblauer Perser bedeckte den Fußboden; zwischen den Wandpfeilern des Architravs spannten sich kostbare Gobelins, und aus der mattgoldenen Pracht ihrer alten Rahmen grüßten die Werke der früheren italienischen Meister, die groß waren, ehe die größeren kamen, Giotto und Giottino, Fra Bartolomeo und der allgewaltige Mantegna.

In ehrfürchtigem Staunen stand Klaus vor dem Terrakottarelief einer Luca della Robbia, die Welt der Madonnen erschloß sich in einem Muttergottesbilde von der lieblich naiven Art Felippo Lippis mit einem Stieglitz auf dem Händchen des Jesuskindes.

„Ich bewundere den künstlerischen Geist, der diesen Raum gestaltet hat!“ sagte er endlich. „Ihr Herr Gemahl hat sich hier ein kleines Museum geschaffen.“

Die Baronin zuckte die Achseln.

„Er war ein leidenschaftlicher Verehrer der primitiven Italiener und opferte für jedes Bild, dessen er habhaft werden konnte, ein Vermögen!“

Sie hatte sich auf einer florentinischen Sitztruhe niedergelassen, die mit ihrer Fülle buntfarbener Seidenkissen wie ein herbstliches Blumenbeet leuchtete, und sah mit einem verlorenen Blick zu einer großen Staffelei hinüber, auf der das halbvollendete Bild einer südlichen Landschaft stand: Gleißender Sonnenschein auf einem schattenlosen Marktplatz und dahinter am Ende eines holprigen Gäßchens der ewige Glanz des Meeres.

„Mein Mann kannte nur seine Bücher und Bilder!“ fuhr sie dann auf einmal leidenschaftlich fort. „Ich aber verlangte nach anderen Dingen. Ich wollte das Leben, das wirkliche freie Leben. Kommen Sie mit mir auf den Schloßturm, Herr Doktor. Da weht eine andere Luft, als in diesem Gefängnis von toten Bildern!“

Mit einer hastigen Wendung trat sie zu einer Grablegung Christi und drückte auf einen Knopf in der Wand.

Das Bild wich langsam zur Seite, und eine Tapetentür öffnete sich auf einen langen, düsteren Gang mit tiefverschatteten Winkeln.

Ganz am Ende stieg eine Wendeltreppe zum Innern des Turmes empor, der auch an diesem hellen Sommertage wie von einem grauen Nebel erfüllt war.

Und dann standen sie auf dem kleinen Altan des obersten Gemaches und sahen in die lichte, weite Welt hinaus, die sich wie ein Gottesgarten um sie breitete.

Tief unten blaute der See im Kranz seiner dunklen Wälder mit grünen Inseln und Halbinseln und fern verschwimmenden Buchten.

Zur Linken öffnete sich ein fruchtbares Tal, und überall liefen die Wege wie helle Bänder zwischen Dörfern und Höfen umher, die mit ihren roten Dächern und Obstgärten behaglich in dem bunten Getäfel ihrer Felder und Wiesen zu ruhen schienen.

Noch lag die Klarheit des Tages geheimnisvoll verzaubert über dem schweigenden Park, doch schon begannen die ersten Dämmerungsschleier zu brauen bis in die stumme, gewaltige Purpurwoge hinein, mit der die sinkende Sonne Himmel und Erde in einem einzigen wundervollen Leuchten verschmolz. —

Die Baronin war ganz nahe an die Brüstung des Altans herangetreten und lehnte sich weit über das Geländer.

Ihr stolzes Profil stand in klaren Linien gegen die durchsichtige Abendluft.

Ein Glockenton schwamm sehnsüchtig von einer kleinen Dorfkirche herüber.

Und dann schwang sich in die leise verwehenden Glockenstimmen auf einmal ein anderer Klang, scharf und brausend wie der Ruf einer neuen Zeit.

Über der dunklen Linie des hohen Forstes erhob sich der schmale Leib eines Riesenvogels und zog in einer majestätischen Bahn wie ein Sieger über all die prangende Herr-

lichkeit der Welt durch die flammende Rotglut des Abendhimmels. . . .

In leidenschaftlichem Anteil folgte die Baronin dem Zuge des Flugzeugs, das jetzt in einer riesigen Kurve vom Walde zurückkam und in steilem Gleitflug wieder zur See hinabstieß.

„Es gibt für mich nichts Schöneres, als solch einen Flug durch einen stillen Sommerabend!“ sagte sie leise. „Da versinkt alles um mich her. Da habe ich nur ein einziges, grenzenloses Gefühl der Freiheit, der Erdenentrücktheit!“

„Sie wundern sich vielleicht über meinen Freiheitsdrang!“ nahm sie dann nach einer Weile wieder das Wort. „Aber ich habe eine harte Jugend durchgemacht. In Armut und Entbehrungen. Und als ich dann zu den Höhen des Lebens emporgestiegen war, hielten mich goldene Ketten. Sie sind ein Mann, Herr Doktor, Sie haben Ihr Schicksal in der Hand, wenn Sie es wollen und ein rechter Mann sind. Wir Frauen aber empfangen unser Los meist aus der Hand eines anderen!“

Klaus lächelte.

„Das Glück des Weibes ist der Wille des Mannes, den sie liebt!“

Die junge Frau schüttelte den Kopf.

„Das mag für die Allgemeinheit gelten, aber nicht für mich! Ich habe einen anderen Wahrspruch, den ich einst in einem altfranzösischen Wappenbuch meines Gatten fand: Gib alles, doch sei niemand untertan!“ — — —

Mitternacht war längst vorüber, und noch immer saß Klaus an dem weit offenen Fenster seines Schlafzimmers und lauschte auf die klanglosen Stimmen des großen Sommerfriedens.

Das Mondlicht lag mit tiefschwarzem Schlagschatten auf dem einsamen Schloßhof.

Irgendwo rauschte ein Brunnen, und die laue Juninacht umschloß ihn weich und lind, daß langsam alle Unrast des ganzen seltsamen Tages in ihm unterging und er nur die große Stille dieser heimlichen Stunde genoß, deren sehnsüchtige Traumverlorenheit ihn noch nicht schlafen lassen wollte.

Da drang auf einmal der Laut einer menschlichen Stimme an sein Ohr.

Ein deutlicher, unverkennbarer Ton wie das leise Weinen einer Frau.

Unwillkürlich lehnte er sich weiter aus dem Fenster hinaus.

Die Tür zur Terrasse wurde vorsichtig geöffnet.

Das scharfgeschnittene Gesicht des Fliegers tauchte in dem feinen Lichtkegel einer elektrischen Lampe auf.

Und jetzt unterschied er ganz deutlich den dunklen Alt der Baronin; sie sprach hastig, mit leidenschaftlichem Flüstern, bis ihre Stimme von neuem in einem verhaltenen Schluchzen erstarb.

Dann ward es wieder totenstill.

Das Licht erlosch.

Und groß und schweigend sah die uralte, ewig rätselhafte Einsamkeit der Nacht mit ihren tausend Sternenaugen wieder auf die schlummernde Welt herab. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Kruschwitz.

Das war wohl das einzige, was der Knabe auf der untersten Sprosse der Schulleiter in den Heimatkundestunden aus der Geschichte der Provinz Posen von den Uranfängen bis in die damalige Gegenwart unvergeßlich behalten hat: die romantische, grausige und gruselige Geschichte von dem Mäuseturm zu Kruschwitz an dem großen Goplosee. Aber erst der Mann hat diese Stätte romantischer Sage mit eigenen Augen gesehen, und erst in letzter Zeit, als besondere „Badezüge“ Kruschwitz und den Goplo in den Bereich des Staatsverkehrs gezogen haben. So wurde die alte historische Stätte mit Knabenphantasie und Mannesgedanken angeschaut.

Kruschwitz liegt in der fruchtbaren kujawischen Ebene, in der Salz und Zucker wächst. Der Name wird entweder von świeca = Licht oder kruszyć = zertrümmern hergeleitet. Im ersten Falle sieht man den Gopioturm als Leuchtturm an, im letzteren denkt man an die Zertrümmerung der heidnischen Götzenbilder.

Kruschwitz ist, wenn nicht die älteste, so doch eine der ältesten Siedelungen Polens. Die Sage erzählt, daß Lech verschiedene Stämme am Goplo zu einem größeren Reiche vereinigt und hier eine Burg erbaut habe. Sicher ist, daß die Insel im See, auf welcher der Mäuseturm steht, in ältester Zeit eine Fliehburg gewesen ist, ein runder Wall, in den sich die umwohnende Sippe bei Feindgefahr flüchtete. Später ist hier die Residenz der ersten polnischen Fürsten gewesen. Die Sage versetzt an den Goplosee die Wiege des Königsgeschlechtes der Piasten. Am See habe in einer elenden Hütte der arme Bauer und Radmacher Piast mit seiner Frau Rzepicha recht und schlecht, fromm und unsträflich gelebt. Da seien einst zwei Fremdlinge, die von der Tür des Pompilius (Popiel) weggewiesen waren, in die arme Hütte eingetreten und aufs freundlichste bewirtet worden, obwohl die Vorräte für das Fest der Haarbeschneidung des Piastensohnes bestimmt waren. Aber soviele Gäste auch erschienen, das Bier und Fleisch wurde nicht alle. Zum Lohn für diese Gastfreundschaft wurde Piast oder nach anderem Bericht sein Sohn zum König von Polen erhoben.

Im Jahre 964 gründete Mieczyslaus I. in Kruschwitz das erste Bistum in Polen und errichtete auf dem Ostufer des Sees eine Kathedrale. An Stelle dieser ersten hölzernen Kirche wurde in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts eine romantische kreuzförmige Basilika aus Quadern erbaut. Aber die Blütezeit von Kruschwitz hörte auf, als im Jahre 1159 der Bischof Onold den kujawischen Bischofssitz nach Leslau (Włocławek) verlegte. Im 15. Jahrhundert ist neben der Burg nur ein unbedeutender Ort vorhanden. Und als während des zweiten schwedischen Krieges (1655/57) Stad. und Burg gänzlich zerstört wurden, war es mit der alten Herrlichkeit ganz aus. Seitdem liegt die Burg in Trümmern. Als 1772 Kruschwitz an Preußen kam, zählte es nur 57 Einwohner, die in 14 elenden Hütten wohnten. Der Ort hob sich unter preußischer Herrschaft, 30 Jahre nach der Besitzergreifung zählte er schon 200, und wieder 20 Jahre später 386 Seelen. Heute sind's 3300.

Die Schloßruine wurde als Baumaterial für den Wiederaufbau der Stadt verwandt.

Da zog der romantische Hang den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der im Juni 1836 eine Reise durch die Provinz Posen machte, nach dem alten sagenumwobenen Kruschwitz. Unter dem Jubel der zusammengeströmten Bevölkerung bestieg er die Turminsel, besuchte die alte Kirche am gegenüberliegenden Ufer und ließ sich über den Goplo rudern. Dieser Kronprinzenbesuch hatte zwei Folgen. Einmal wurde auf Eintreten des Kronprinzen und späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. die Erhaltung des Mäuseturms und später die Instandsetzung der katholischen Kirche verfügt. Und andererseits ließ er bald nach seiner Thronbesteigung in Kruschwitz eine evangelische Pfarre errichten.

In besinnlichen Gedanken über die einstige Blüte in den Anfängen der Piasten und des Christentums in Polen, den gänzlichen Verfall zu spätpolnischer Zeit und die Wiedererhebung durch die Hohenzollern schreiten wir durch die Stadt, an der evangelischen Kirche auf dem Marktplatze vorbei und stehen vor dem sagenumrankten Mäuseturm. Auf einem, wohl künstlich erhöhten Hügel, hart am Gopla, steigt der achteckige Turm aus mächtigen Ziegelsteinen ohne jegliche Verzierung 32 Meter hoch. Wir steigen den Hügel hinan. Die Bäume der schönen Anlage rauschen von sagenhafter Vergangenheit und geheimnisvoller Zukunft. Zu preußischer Zeit war's ein Kriegerdenkmal, was inmitten der Anlagen steht. Jetzt sind die Seiten mit polnischen Inschriften bedeckt. Auf der einen Seite stehen die Daten der polnischen Besetzung: 31. 10. 1918 Kraków, 11. 11. 1918 Warszawa, 11. 11, 1918 Lwów, 27. 12. 1918 Poznań, 14. 4. 1919 Wilno, 18. 1. 1920 Pomorze, 20. 6. 1921 Górny Śląsk, 15. 3. 1923 Uznanie granic wsch. (d. h. Anerkennung der Ostgrenzen). Auf der zweiten Seite: Kruszwica 8. 1. 1919 nie damy ziemi skąd nasz ród (d. h. Wir geben das Land nicht her, solange unsere Nation besteht). Auf der dritten sind vier Zahlen, die Aufstände: 1794. 1830. 1848. 1863, und auf der vierten drei, die Teilungen: 1772. 1793. 1795.

Neben dem Turm sind noch Mauerreste der alten Burg erhalten. Wir steigen empor und haben von der Plattform eine schöne Aussicht. Zu Füßen die Stadt, von ihr durch einen schmalen, mit einer Holzbrücke überbrückten Seearm getrennt, Dorf Kruschwitz mit der ehrwürdigen Kollegialkirche. Und dahinter der weite ungehemmte Blick über den Goplo und das Bachorzebruch. Auf alten Karten steht neben dem Namen Goplosee immer noch Vistula fluvius, d. h. Weichselfluß. In ältester Zeit hat wohl der Weichselstrom seine massenhaften Wasser durch das jetzige Tal der Netze und der unteren Warthe ergossen, ehe er über Schulitz und Fordon sich nordwärts Bahn gebrochen hat.

Was hat der Turm, auf dem wir stehen, für eine Bedeutung gehabt? War er Wehrturm, ein Maut- und Zollturm, ein Wartturm, der die Wasserstraße beherrschte, oder ein Leuchtturm? Mit Sicherheit läßt sich keine von diesen Annahmen als die allein richtige erweisen..

Heute ist er der von der Sage umwobene Mäuseturm. Die Turmsage hat eine Entwickelung gehabt. Der älteste Bericht von dem lateinischen Schriftsteller Martinus Gallus lautet etwa folgendermaßen: Alte Leute erzählen, daß Popiel aus seinem Reiche vertrieben und von Mäusen ver-

folgt worden sei, so daß er von seinen Dienern auf eine Insel gebracht wurde; aber auch hier sei er von den nachschwimmenden Tieren verfolgt und nach vergeblicher Verteidigung in einem hölzernen Turm an dem Pestgeruch der verendeten und den Bissen der lebenden Tiere eines entsetzlichen Todes gestorben. Diese älteste Fassung der Mäuseturmsage haben polnische Schriftsteller, besonders Dlugosz, ausgeschmückt und nationalistisch gefärbt. Der entartete, schwelgerische und feige Popiel hatte eine deutsche Fürstentochter zum Weibe genommen, deren körperliche Schönheit die der meisten Frauen ihrer Zeit übertraf, die aber herrschsüchtig-grausam und tyrannisch war. Ihren ehrgeizigen Plänen standen die Verwandten ihres Mannes und deren Kinder entgegen. Sie setzte daher ihrem Gemahl so lange mit Schmeichelreden zu, bis er ihren teuflischen Plänen nachgab und seine Oheime heuchlerisch einlud, um sie samt und sonders zu verderben. Er stellte sich schwerkrank, verlangte die Angereisten noch einmal zu sehen, forderte sie auf, ihm die letzte Ehre vor dem Sterben zu erweisen und im Becher Weins Bescheid zu tun. Der Wein aber war vergiftet. Popiel trank nur scheinbar, dank der künstlichen Vorrichtung an seinem Pokal. Jene aber nahmen den Todestrank und starben. Die Leichen ließ der Grausame nicht einmal beerdigen; denn meuchlerisch, so log er, hätten die Verwandten ihm nach dem Leben getrachtet, sie verdienten kein ehrliches Begräbnis. Aus den verwesenden Leichen aber entwickelten sich Mäuse, die den König, seine Frau und zwei Söhne anfielen, überall hin verfolgten und zuletzt im Schloßturm auffraßen.

Diese späte Fassung der Mäuseturmsage ist also ein altes Musterbeispiel der Hetze gegen die Deutschen. Und in der Schule wird den Kindern mit dieser Sage schon der Abscheu gegen die Deutschen eingeimpft, da ja die ganze Bosheit auf die deutsche Fürstentochter gehäuft ist.

Freilich hat Friedrich Barbarossa das deutsche Heer 1157 bis auf das Blachfeld von Kruschwitz geführt, und der Polenherzog mußte sich vor ihm demütigen. Aber Albrecht der Bär hielt hier 1149 eine Zusammenkunft mit polnischen Herzögen ab und vermählte sich in Strelno mit einer Piastenprinzessin. Und der erste Hohenzoller in der Mark hatte mit dem Polenkönig Wladislaus Jagiello vereinbart, daß sein Sohn Friedrich Eisenzahn die Prinzessin Hedwig heiraten und Erbe der polnischen Krone werden sollte. Der achtjährige Prinz wurde auch am 14. April 1422 zur Erziehung an den polnischen Hof nach Kruschwitz und Radzitewo gebracht. Nur der plötzliche Tod Hedwigs machte diesen Plänen ein Ende. Derselbe König Wladislaus, der Sieger von Tannenberg, gab der verödenden Stadt Kruschwitz, um sie zu heben, das deutsche Magdeburger Recht, allerdings vergeblich, da deutsche Kolonisten zu damaliger Zeit keine Neigung mehr hatten, nach Polen auszuwandern. Und die ersten Bischöfe an der Kruschwitzer Kathedrale sind entweder Deutsche gewesen oder haben mindestens deutsche Bildung besessen. In der Kathedrale wird ausdrücklich unter den Bischöfen aufgezählt Swigderus Germanus † 1156. Von dem Bischof Eberhard von Kruschwitz aus Bamberg (1081 bis 1085) geben Lokalmünzen mit dessen Bilde noch Kunde. Böhmen, die Heimat der Gattin Mieczyslaus' I. Dubrawka, gehörte zum Sprengel Regensburg, und der kleine Wojciech, der spätere heilige Adalbert, dessen Großmutter und Mutter bayerische Fürstinnen waren, wurde von dem deutschen Bischof und späteren Erzbischof Adalbert von Magdeburg gefirmt, genoß auf der Domschule zu Magdeburg seine Erziehung und nahm den deutschen Namen seines Gönners Adalbert an.

Wohltaten und Haß — reime sich's zusammen, wer's kann!

Vom Mäuseturm begeben wir uns über die Goplobrücke und durch Dorf Kruschwitz zur Kollegiatkirche St. Peter und Paul, der einstigen Kathedrale. Wie weit der romanische Granitquaderbau noch der alten Anlage entspricht, läßt sich nicht mehr feststellen, da bei der Wiederherstellung 1856—59 ohne Vorwissen der sachkundigen Ministerialbeamten von Quast und Stüler in unverantwortlicher Weise das Mauerwerk angegriffen wurde. Das Innere ist 1912 neu ausgemalt, wie es im Przewodnik po Poznańskiem von Orlowicz (1920) heißt, „indem die deutschen Künstler ihm den Charakter einer protestantischen Kirche gaben". Den malerischsten Anblick bietet die Ostseite mit fünf halbrunden Absiden. Als Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß in einer Quader der Südseite des Turmes sich ein Hakenkreuz eingegraben findet. Das kostbarste Stück der Kruschwitzer Kirche, ein Evangelias des 12. Jahrhunderts, ein Werk der westdeutschen Schule, ist 1848 an den Gnesener Dom abgegeben worden.

Uebersinnliches.

(Nachdruck verboten.)

Karl von Holtei, der Bühnenschriftsteller und Theaterdirektor, hatte 1821 die Schauspielerin Luise Rogée geheiratet. Die geliebte Gattin wurde ihm aber nach vierjähriger Ehe schon Ende Januar 1825 wieder entrissen. Ihre Büste schickte er nebst der Gedächtnisschrift „Blumen auf Luisens Grab" später an Goethe, wie uns H. H. Houben in seinem „Eckermann" (H. Haessel, Leipzig 1925) erzählt. Goethe hatte die junge Frau persönlich gekannt, noch mehr aber mögen ihn die mystischen Vorgänge interessiert haben, welche sich mit ihrer Krankheit und ihrem Tode verknüpften und die damals in aller Munde waren. Diese Vorgänge seien heute kurz in Erinnerung gebracht:

Ende Januar 1825 saßen auf dem schlesischen Gute Obernigk der Besitzer, Herr Schaubert, ein Oheim Holteis und ein zum Gerichtstag anwesender Justizrat Schwarz beim Abendbrot. Sie hatten gehört, daß in Berlin die erkrankte Luise von Holtei in der Genesung sei und beschlossen, auf ihr weiteres Wohl zu trinken. Herr Schaubert holte zu dem Zweck einen bestimmten Pokal, den er mit einer Flasche Ungarwein füllte. In dem Augenblick, als er dann den Pokal erhob, fiel mit feinem Klang aus dem dicken, hohlgeschliffenen Kelche ein rundes Stück ganz von selbst auf den Tisch. Die drei Freunde sahen sich bedenklich an, blickten nach der Uhr und gingen verstimmt auseinander. Einige Tage später erhielten sie die Nachricht, daß in Berlin Luise um eben diese Stunde gestorben sei! Aus demselben Pokal aber hatte sie vier Jahre zuvor auf Obernigk den Gästen Dank genippt, die damals ihre, der Neuvermählten, Gesundheit getrunken hatten!

Auf ihrem Krankenlager sprach, wie wir gleichfalls in Nielsen, „Das große Geheimnis" (Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München) lesen, Luise von Holtei von sich meistens in der dritten Person. Wenn sie dann in den langen Winternächten mit ihrem aufgelösten schwarzen Haar die Augen starr auf den bei ihr wachenden Gatten richtete und die abenteuerlichsten Dinge von sich als von einer Fremden erzählte, ergriff diesen oft ein Grauen. Einige Nächte vor ihrem Tode sah sie mit ihrem inneren Auge und beschrieb deutlich eine Reihe von Wagen, die vor dem Hause vorgefahren wären. Sie ahmte das Gespräch der Leute nach, die sich darum versammelt hätten und stieß mit peinlicher Hast folgende Sätze aus:

„Wer ist denn da gestorben?"
„Die Holtei!"
„Die junge Frau?" „Schon so zeitig?"
„Was sind denn das für Wagen?"
„Die gehören den Ärzten; sie sind in ihres Mannes Zimmer versammelt . . .!"

Schaudernd mußt' ich, schrieb Holtei selbst, dieser Vorhersagung gedenken, als später die Ärzte zur Sektion des Leichnams wirklich in mein Zimmer gingen und ich auf der Straße die lange Reihe ihrer Wagen wirklich halten sah!

Bunte Chronik

* **Wo befindet sich der kälteste Punkt der Erde?** „Am Nordpol!" wird vielleicht der eine, „Am Südpol!" der andere rufen. Doch nach theoretischen Berechnungen soll es an den Polen nie viel kälter als „51 Grad unter Null" sein; manche nehmen sogar an, daß dort die Palmen rauschen und ein hochentwickelter Menschenstamm lebt. Jedenfalls aber gibt es kältere Punkte als die Pole. Nach den Wetterbeobachtungsdiensten, welche die kanadische Regierung seit mehr als 20 Jahren auf der Herschelinsel an der nördlichen Küste von Kanada unterhält, befindet sich 190 Meilen südlich von dieser Insel das Fort Macpherson, von dem man wieder nach mehreren hundert Meilen (gemeint sind die kurzen englischen Meilen!) nach der großen Bergwerkszentrale, Stadt Dawson, gelangt, wo es zuweilen schauderhafte Kälten (bisweilen 56 Grad) zu ertragen gibt. Geht man von Dawson noch weiter südlich, so kommt man in Orte, die ebenfalls diesen Kältegrad erreichen lassen. Demnach wäre es in Gegenden südlich vom Polarkreis bis zu 5 Grad kälter als am Nordpol. Nun nimmt man aber an, daß sich der Kältepol der nördlichen Halbkugel auf dem von Menschen bewohnten Festlande von Asien, nördlich von Irkutsk, befindet, wo die Temperatur gelegentlich bis auf 71 Grad sinkt.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.